

Zeitschrift: Schweizerische Taubstummen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Fürsorgeverein für Taubstumme
Band: 7 (1913)
Heft: 7

Rubrik: Zur Belehrung

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lichkeit und Treue, war überhaupt folgsam und brav. Die besondern Bibelstunden, welche zur Erbauung für Taubstumme in Basel am Sonntag abgehalten werden, besuchte sie regelmäßig und zeigte sich durchaus sitzsam in ihrem Betragen."

Im Mai 1867 erkrankten etwa 40 Anstaltsmädchen schnell nacheinander am Nervenfieber, auch Susanna, und schon nach einigen Wochen endete sie im Spital ihr junges Leben.



Mund- und Zahnpflege.

Ein Gebot des Anstandes, der Reinlichkeit und der Gesundheitspflege ist das häufige Waschen der Hände und das Spülen des Mundes, besonders vor jeder Mahlzeit, und das Reinigen der Zähne mit Bürste und Zahnstocher nach derselben. Der Lungenkranke hat meist Auswurf. Derselbe wird nicht immer vollständig ausgespuckt, es bleibt meist etwas zurück in der Schleimhaut des Mundes und des Rachens und auch der Lippen. Der Hustende soll beim Husten die Hand vor den Mund halten, damit die beim Husten mitgerissenen Auswurfströpfchen nicht an anderen Personen oder anderen Gegenständen (Bücher etc.) haften bleiben; die Hände werden sehr oft auch durch Abreiben der Lippen beschmutzt und bedürfen daher auch der Reinigung. Die beim Essen zwischen und in den Zähnen und in den Falten der Mundhöhle zurückgebliebenen Speisereste bieten einen guten Nährboden für allerhand kleinste Pilzformen, wie Giterpilze etc., die durch Einwanderung in die Lunge Anlaß zu Mischinfektionen geben, d. h. die zerstörende Wirkung der Tuberkelpilze noch vermehren, daher sollen nach jeder Mahlzeit und namentlich vor dem Schlafengehen die Zähne gründlich gereinigt werden. Man schützt sie so auch vor Fäulnis und Verfall und schon indirekt auch seinen Magen.

Dem Auswurf und dessen Vernichtung sollst du stets die größte Aufmerksamkeit schenken; in demselben sind die Tuberkelbazillen massenhaft enthalten.

Spucken auf den Boden ist in allen Räumen, wo sich Menschen aufhalten, streng verboten. Die Tuberkelbazillen haben ein sehr zähes Leben, werden nur durch gewisse Gifte, durch Hitze und durch Sonnenlicht getötet. In Zimmern,

namentlich in dunkeln und feuchten, auch in Ställen usw. halten sie sich monatelang lebensfähig und veranlassen gelegentlich Infektion von Menschen und Vieh (Versucht der Kühe).

Spucknäpfe mit Wasser, in einer gewissen Höhe vom Boden angebracht und mit einem Deckel versehen, sind einzig richtig, dann können auch die Stubensfliegen nicht das Tuberkelgift verbreiten.

Die Fabrikation unserer Bleistifte.

Die Herstellung der Bleistifte zerfällt in zwei Prozesse, in die Verfertigung der Schreibmasse und in diejenige der Hülzen. Die Schreibmasse besteht aus Graphit¹ und Ton. Den besten Graphit liefert Böhmen. Auch in Amerika, sowie in Ostsibirien an der chinesischen Grenze befinden sich ausgedehnte Graphitlager, welche ein sehr gutes Material geben; der sibirische Graphit ist jedoch sehr teuer. Spanien, Norwegen und Schottland liefern ebenfalls Graphit.

Da der Graphit, wie er in der Erde gefunden wird, fremde Bestandteile, wie Marmor, Kalk und Eisen enthält, so muß er zuerst gründlich gereinigt oder wie man sagt „geschlämmt“ werden. Zu diesem Zwecke wird er in einen großen Bottich gebracht und im Wasser aufgeweicht. Durch fortwährendes Umrühren fallen die gröberen Teile zu Boden, während die feineren Teile in einen zweiten Bottich abfließen. Dieser Vorgang wird acht- bis zehnmal wiederholt, so daß sich schließlich im letzten Bottich ein ganz feiner Graphitschlamm befindet. Aus diesem wird das Wasser entfernt und der reine Graphit bleibt in großen schwarzen Klumpen zurück.

Auch der Ton muß von sandigen und anderen Bestandteilen befreit werden. Er wird daher einer ähnlichen Behandlung unterworfen, wie der Graphit. Dann werden Ton und Graphit vermischt, und zwar geschieht das in der sogenannten Bleimühle. Nachdem die Masse nochmal in eine Presse gebracht worden ist, wird sie getrocknet und kann nun zu kleinen Stiften geformt werden. In der Bleistiftfabrik von Faber (Nürnberg) werden die zu Pulver gestoßenen Graphitkuchen angefeuchtet und dann in einen Stahlzylinder gebracht. Am Boden des Zylinders befindet sich ein Edelstein mit einem Loch von gewünschter Form der Blei- einlage. Durch diese Oeffnung wird die Graphit-

¹ Graphit = ein bleigraues, weiches, abfärbendes Mineral.

masse hindurchgepreßt und ringelt sich nun in Form eines Bindfadens auf unten befindliche Brettchen auf. Man kann solche Fäden von beliebiger Länge herstellen. Der noch feuchte Faden wird auf Formbrettern gestreckt und in passende Länge abgeschnitten. Da jedoch die Stäbchen in diesem Zustande getrocknet noch sehr spröde (leicht zerbrechlich) sind, so werden sie in Schmelzriegeln unter großer Hitze mehrere Stunden gebrannt. Erst jetzt ist der Graphit zum Schreiben tauglich.

Die zweite Hauptarbeit ist die Einfassung der Graphitstäbchen. Zu den billigen Bleistiften nimmt man Pappel-, Erlen-, Ahorn-, Weißbuchen-, Tannen- oder Fichtenholz; für bessere Sorten das Holz der Koteibe und westindischen Zeder; für die feinsten Fabrikate benutzt man das Holz der Florida-Zeder. Letzteres ist weich und hat einen angenehmen Geruch. Gewöhnlich werden Brettchen von vier- bis sechsfacher Breite eines Bleistiftes angefertigt. Nachdem diese sorgfältig von dem Harz befreit worden sind, werden sie in der Ruttstoßmaschine mit Nuten (Riemen) versehen. Sobald das Holz genutet ist, wird das Brettchen mit Leim bestrichen und dann mit Graphit gefüllt; darauf wird ein zweites Brettchen fest aufgepreßt, bis der Leim getrocknet ist. Die Brettchen kommen hiernach in eine Maschine (Egalisierungsmaschine) und gelangen von dort in eine andere Vorrichtung, aus welcher schließlich die fertigen Bleistifte hervorkommen. Nun werden die Bleistifte geglättet, poliert oder mit Lackfarbe lackiert und auf ein bestimmtes Maß abgelängt. Schließlich werden Stempel und Zeichen in Gold oder Silber aufgedruckt. Die fertigen Bleistifte werden nun zu Duzenden zusammengebunden und in Schachteln verpackt.

Die deutsche Bleistiftfabrikation wird am eifrigsten in Bayern betrieben. In Nürnberg und Umgebung gibt es 23 Fabriken, welche 9 bis 10 000 Arbeiter beschäftigen und wöchentlich ungefähr 30,000 Gros, also über 4,000,000 Bleistifte liefern. Johann Faber, der Besitzer der bedeutendsten Bleistiftfabrik in Nürnberg, stellt wöchentlich über eine Million Blei- und Farbstifte her.

Nächst Deutschland liefern Frankreich und Oesterreich die meisten und besten Stifte; auch in Amerika hat die Bleistiftfabrikation einen bedeutenden Aufschwung genommen. Die englische Industrie war früher bedeutend, spielt aber jetzt keine große Rolle mehr. W.

† Dr. Thomas Scherr,

der erste Direktor der Züricher Taubstummenanstalt.
(Schluß.)

Der jungen Schule gibt Scherr als Lehrmittel ein Tabellenwerk, ein Lesebuch und eine Grammatik, und etwas später das Realsbuch. Für die Sekundarschulen bearbeitete er den „Bildungsfreund“. In die Hand des Lehrers legt er sein Handbuch der Pädagogik und um mit den Lehrern, die aus dem Seminar hervorgehen, in Kontakt zu sein, gibt er den „Pädagog. Beobachter“ heraus. Es ist eine Freude, zu sehen, wie das Schulwesen im Kanton sich entwickelt; neue Schulhäuser entstehen, die Schulsfonds werden geäußert, die Schulprüfung festlich gestaltet; ein reger Wett-eifer tut sich kund, und selbst über den Kanton hinaus wirkt dieser schulfreundliche Geist.

Doch kein großes Werk entsteht ohne Kampf, und wo Licht, ist auch Schatten. Manchen ist das Neue zu rasch gekommen; andere fürchten für Sitte und Glauben, wie sie Lehrmeister, Testament und Katechismus als Lehrmittel aus der Alltagschule verschwinden sehen; hier verstimmt die freie Haltung der Lehrer gegenüber der Kirche, dort empfindet man die Opfer für die neue Schule, der die abgedankten Lehrer auch nicht gerade zum besten reden. Zudem entstehen Mißverständnisse und Befehdungen in den Reihen der Schulfreunde. Der Pädagog. Beobachter wird zum Kampforgan, und um den Namen Scherr streiten sich die Parteien. Im Erziehungsrat und im Seminar selbst entstehen Mißhelligkeiten. In der strittigen Frage über das Seminar (1837) stellt sich zwar der Große Rat auf Seite des Direktors und der Streit wird geschlichtet; aber unterdessen sind die politischen Gegensätze zur hellen Glut entfacht worden, die sich schwer dämpfen lassen wird. Der Direktor des Seminars wird zur Zielscheibe des Hasses, ja der Drohungen. Erschöpft unter der langjährigen Anstrengung und körperlich leidend, sucht Scherr im Sommer 1839 Erholung in der Nähe des Bodensees, während der Kampf der Meinungen — Strauß und Anti-strauß — im Kanton Zürich weitertobt. Hunderte von Lehrern und Seminaristen bezeugen im August ihrem Direktor und Lehrern ihre Liebe und Anhänglichkeit durch eine Wallfahrt an die Hochstraße; aber am 6. September fällt in Zürich die liberale Regierung, an die sich die schönsten Errungenschaften der dreißiger Jahre knüpfen, und Scherr — kann nicht mehr an seine Stelle